

Vierzehnter Jahresbericht

Autor(en): **Fischer, K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **14 (1918)**

PDF erstellt am: **19.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-595042>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vierzehnter Jahresbericht.

Auch der diesjährige Bericht wird sich durch kriegsmäßige Kürze auszeichnen. Nicht nur wollen wir Druck- und Papierkosten sparen, wir haben auch einen Teil unserer Werke stillgelegt. Vor allem war es notwendig, alle irgendwie entbehrlichen Räderwerke abzustellen. Aus diesem Grunde hielt der Gesamtvorstand im ganzen Geschäftsjahr nur zwei Sitzungen ab, und auch von diesen wurde die eine nur einberufen, um eine Meinungsverschiedenheit zu behandeln, die vor dem Druck des Jahresberichtes erledigt werden mußte. Alles Uebrige wurde in mündlichen und schriftlichen Verhandlungen des engeren Ausschusses behandelt.

Von einem Wachstum des Vereins können wir diesmal nicht berichten; zum Glück geht er aber auch nicht zurück, und das ist schon recht schön in einer Zeit, wo das tägliche Brot zur wirklichen Sorge geworden ist, wo der Mittelstand um sein Dasein kämpfen muß, wo allgemeine Ermüdung, ja eine Art Ekelgefühl viele Menschen von jeder öffentlichen Tätigkeit und von jeder nicht alltäglich geschäftlichen Bestrebung abhält, wo auch die Unabhängigkeit der Schweiz und der Schweizer für zahlreiche Bürger unseres Landes nicht mehr ein kostbares vorhandenes Gut ist, sondern eine Forderung der Zukunft. In solcher Zeit ist es schon ein Erfolg, wenn wir uns unvermindert erhalten bis zur Rückkehr gesunder Verhältnisse, und selbst ein kleiner Rückgang der Mitgliederzahl würde uns nicht erschrecken. Wir zählen heute (gegen 311 Mitglieder im Jänner) 315 Mitglieder. Gewinn und Verlust haben sich somit die Wage gehalten.

Die Verluste sind zum Teil durch Todesfälle verursacht. In Professor *S a g g e n m a c h e r* hat der Verein ein bekanntes, wenn auch nicht durch seine Tätigkeit im Verein hervorragendes Mitglied verloren, in Dr. *R i s* aus Thun einen Gründer und den ersten seiner Vorfizer, in Dr. *C ä s a r S c h ö l l e r* einen Mann, der wenig redete, aber durch seine Freigebigkeit dem Verein die Arbeit erleichterte,

dem er seit der Gründung angehört hatte, in Jakob Brodbeck, der freilich als Bewohner einer Außengemeinde von Paris der Kriegsverhältnisse wegen aus der Reihe der Mitglieder hatte ausscheiden müssen, seinen Gründer. Da wir in den „Mitteilungen“ (August- und Herbstmonat 1918) ausführlich seiner Verdienste um den Verein und der Entstehung des Vereins gedacht haben, so bedarf es hier keines weitern Berichtes darüber. Auf einen wichtigen Umstand aber sei hier noch eingegangen. In einem sehr wesentlichen und für die bisherige Geschichte wie für seine zukünftigen Geschicke wesentlichen Zuge trägt unser Verein den Stempel der Persönlichkeit seines Gründers. Bei den Besprechungen, die der Gründung vorausgingen, machten wir Brodbeck darauf aufmerksam, daß der Verein, wie er ihn sich ausgedacht hatte, zwei verschiedene Ziele ins Auge fasse, die nicht notwendig zusammen gehörten, nämlich die Behauptung des deutschen Sprach- und Volksbodens im Wettbewerb mit den andern Sprachgemeinschaften der Eidgenossenschaft — Sprachschutz nannten wir später dieses Ziel, — und die Pflege und Reinhaltung der Muttersprache bei uns selbst, die Sprachpflege. Ein wissenschaftlich gebildeter Gegner der Sache wollte sogar drei Ziele unterscheiden, indem er auch die Sprachreinigung von der einfachen Sprachpflege trennte. Wir sahen bei dieser Verbindung verschiedener Ziele für den Verein Schwierigkeiten voraus. Wir dachten, bei der Werbung von Mitgliedern werde es sich zeigen, daß manche Leute für eins unsrer Ziele zu gewinnen wären, nicht aber für das andre, und daß sich unter den Gewonnenen die beiden Richtungen vielleicht störend in die Quere kommen würden. Brodbeck ließ das nicht gelten. Weil er in seinem Sinne Sprachschutz und Sprachpflege nicht zu trennen vermochte, behauptete er, beides müsse immer beisammen sein; wer für die Schönheit und Reinheit der Muttersprache eingenommen sei, dem müsse auch an ihrem Machtbereich und an ihrer Weltgeltung gelegen sein, und wer für diese eintrete, könne nicht anders als sich um die Erhaltung eines schönen, richtigen und saubern Deutsch bemühen. Das trifft freilich in Wirklichkeit nicht zu. Es ist Tatsache, daß sprachlicher Schönheitsinn z. B. bei Schulmännern und Kaufleuten verbreitet ist, die gegen jede auch noch so zahme Art eines Sprachenkampfes eine Abneigung haben, ja für fremdes Sprachtum geradezu schwärmen, und daß manche Verteidiger des deutschen Volkstums, z. B. unter den Mitgliedern der „nationalen“ Vereine in unsern Nachbarländern, ein jämmer-

liches Deutsch schreiben und sich da durchaus nicht dreinreden lassen; einer der unbelehrbarsten Gegner der Sprachreinigung ist z. B. der alldeutsche Berliner Professor Köthe. Da aber alle Gründer des Vereins wie Brodbeck selbst für die beiden Ziele zu arbeiten wünschten, so gingen sie auf seinen Vorschlag ein, und so erhielt der Deutschschweizerische Sprachverein das ihm eigentümliche Gepräge, das ihn wohl von fast allen Vereinen unterscheidet, die im Auslande für die deutsche Sprache wirken: er vereinigt Schutzarbeit und Sprachpflege. Daß dies für die Vereinsleitung Unbequemlichkeiten mit sich bringen mußte, darin haben wir gegen Brodbeck recht gehabt. Ein völkischer Schutzverein, dem daselbst, woselbst, behufs, zwecks und beförderlichst keine Schmerzen verursachen, oder eine Gesellschaft für Sprachpflege, der es einerlei ist, ob der Schaffner in Zürich „einsteigen“ oder „en voiture“ ruft, wäre viel einfacher zu leiten als unser Sprachverein, dessen Mitglieder zum Teil für die eine der beiden Angelegenheiten eingenommen sind ohne auf die andre Wert zu legen. Der Vorstand muß beständig bei seiner Arbeit beiden Richtungen Befriedigung geben und darf sich nicht einseitig festlegen. Und doch ist uns der Verein, so wie er nun besteht, lieb geworden. Eine nur an die Geltung und Erhaltung des Deutschtums denkende Gesellschaft ließe Gefahr, sich in unfruchtbare Händel zu verwickeln, eine nur auf Sprachpflege gerichtete wäre längst entweder in schulmeisterlichem Kleinfram vertrocknet, oder sie hätte sich im Nebel eines dünnen Idealismus verflüchtigt. Bei uns heißt es: Sprach s ch u ß nicht durch Angriff auf andre Völker oder Volksgruppen, sondern durch Vervollkommnung im Gebrauch der Muttersprache, und anderseits: Sprach p f l e g e nicht zu unvolkstümlichen gelehrten oder zu Schönheits- und Genußzwecken, sondern im Dienste unseres Volkes und des Vaterlandes, das ohne die urwüchsig aufrichtige Art unsrer alemannischen Vorfahren nicht bestehen kann. Wir arbeiten zuerst a n u n s , damit erwerben wir das Recht, auch Forderungen aufzustellen und in der Oeffentlichkeit ein Wort mitzureden, und weil unsre Grundlage die L i e b e zur angestammten Sprache und Art ist, so darf uns niemand einen Vorwurf machen, wenn wir auch einmal gegen deutsche Feigheit oder welschen Uebermut in den Kampf ziehn. Dies ist der tiefere Gedanke gewesen, den Brodbeck mit der ihm eigenen Fähigkeit durchgesetzt hat, ohne ihn damals so deutlich ausdrücken zu können, wie uns das nach vierzehnjähriger Arbeit heute möglich ist.

Was haben wir im vergangenen Jahre geleistet? Wie in den drei vorausgegangenen Jahren hielten wir es für unsre Pflicht, vorsichtig und zurückhaltend zu sein in allen Dingen, die einen Sprachenstreit entfachen könnten. Den bösen Schein der Händelsucherei in ernster Zeit dürfen wir nicht auf uns laden. Aber ungenüzt vergehen uns die Tage nicht; wir brauchen sie zur Festigung des Vereins und zur Schaffung nützlicher Werke. Wenn wir die geleistete Arbeit in zwei Worten bezeichnen können: *M o n a t l i c h e M i t t e i l u n g e n* und *V o l k s b ü c h e r*, so sieht das nicht nach viel aus. Allein es ist nicht weniger als in frühern Jahren, denn die regelmäßige Zufuhr sprachlicher Anregungen und Nachrichten bedeutet für die Mitglieder eine wichtige Förderung und für den Verein ein ständiges Band, eine sich stets wiederholende Begegnung zwischen Vorstand und Leserschaft. Mit den hübschen und wohlgelungenen Hefen der Volksbücher aber tragen wir unsern Namen und unsre Gedanken ins Volk hinaus, in die Schaufenster und Zeitungsbuden, und zwar in einer Form, die keine Anfechtung herausfordert. Beide Unternehmungen stellen übrigens ein starkes Stück Arbeit dar. Der Schriftführer vor allem, dann der geschäftsführende und der besondere Volksbücherauschuß haben das ganze Jahr hindurch ihr redliches Maß Schreiberei und Kopfzerbrechen damit gehabt.

Die besondern Verhältnisse der Zeit haben es nötig gemacht, die Mitteilungen meist in Doppelnummern, d. h. je eine Ausgabe für zwei Monate, erscheinen zu lassen. Die Berliner Zeitschrift erscheint auch in dieser Weise, wie übrigens tausende von andern Zeitschriften, die von dem Papiermangel und der Geldnot nicht gänzlich getötet worden sind. Wie voriges Jahr bitten wir die Mitglieder um Einsendung von Beiträgen. Nicht nur ist es entmutigend für den verantwortlichen Schriftleiter, wenn ihm fast niemand hilft, es ist auch nicht gut für die Zeitschrift, wenn sie zum Werk eines einzigen Mannes und zweier Helfer wird und so ein ganz persönliches Gepräge bekommt. Die Mitteilungen sollen nicht ein Mittel sein, durch das einer von uns die andern belehrt, sondern ein Ausdruck der Vereinstätigkeit und die Stimme des Deutschschweizerischen Sprachvereins. Müssen wir etwa, um das begreiflich zu machen, im Kopf den schönen Untertitel anbringen: „Offizielles obligatorisches Organ des Deutschschweizerischen Sprachvereins“?

Von unsern Volksbüchern sind um Weihnachten 1917, leider

etwas später als uns lieb war, die drei ersten Hefte erschienen, nämlich Meinrad Lienert von Paul Suter bearbeitet, Konrad Ferdinand Meyer von Heinrich Stichelberger, Johann Peter Hebel von Fritz Liebrich. Mit der Aufnahme in Presse und Buchhandel und mit dem Verkauf dürfen wir zufrieden sein. Enttäuscht hat uns dabei nur die werthe Mitgliedschaft des Deutschschweizerischen Sprachvereins, die von den ihr gebotenen Bezugsbedingungen einen merkwürdig bescheidenen Gebrauch gemacht hat. Und doch war der Vorzugspreis wirklich günstig: die Hefte waren nämlich umsonst zu haben! Dank gebührt den Herren des Ausschusses für Volksbücher, d. h. dem Schriftführer und seinen Mitarbeitern Prof. Dr. Bachmann und Dr. Fritz Fick, sowie Herrn Dr. Suter, der sie dabei unterstützt hat, und andern Herren, deren Rat gelegentlich über die Ausstattung eingeholt worden ist, Dank aber auch den Verfassern. Erfreulicherweise konnten wir eben in diesen Tagen vier weitere Nummern auf den Markt bringen, die nach Inhalt und Verfasserschaft dem Verein zur Ehre gereichen, nämlich Jeremias Gottlieb, für dessen Behandlung Otto v. Greyerz gewonnen werden konnte, Huldrych Zwingli und seine Sprache, von der kundigen und bewährten Feder Oskar Farners bearbeitet, Die Stimme der Heimat, ein Beitrag des uns nunmehr lieb gewordenen Meinrad Lienert, und Wie soll das Kind heißen? von unserm Schriftführer, der den Vornamensitten und -unsitten seit langem seine Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Können wir uns so mit unsern Herausgeberleistungen sehen lassen, so ist dafür unsre allmählich so stattlich gewordene Rundschau voriges Jahr bescheiden ausgefallen. Es konnte nicht anders sein. Der Jahresbericht kann kürzer und einfacher gehalten werden, seitdem die Mitteilungen fortlaufend über die früher bloß einmal im Jahr behandelten Gegenstände berichten. Aufsätze als Beilagen aber sind meist schwer zu bekommen. Vor allem aber: die Rundschau kostet Geld, viel Geld, und daran haben wir keinen Ueberfluß, ja wir leben von der Hand in den Mund. Wenn unsre Mitglieder da Rat schaffen könnten, — oder noch lieber gleich Geld, — dann wären wir froh, und der Vorstand würde gern seine Arbeit verdreifachen, wenn er nicht stets fragen müßte: was kostet's und woher das Geld nehmen?

Die letzte Rundschau enthielt den Aufsatz von Paul Antener über Kaufmannsdeutsch und wurde deswegen — nicht ohne Erfolg — zur Werbung in Kaufmannskreisen benützt.

Wir hatten sonst jedes Jahr an dieser Stelle Angriffe auf den Sprachverein zu erwähnen. Dies Jahr haben uns die welschen Gegner in Ruhe gelassen. Sie sind vollauf mit der Bekämpfung der minderwertigen deutschen Kultur überhaupt und mit der Verdächtigung der schweizerischen Behörden beschäftigt und haben keine Zeit mehr für den Sprachverein. Dagegen empfand der Basler Professor Tappolet das Bedürfnis, seine alte Abneigung gegen unsre Bestrebungen in einem Vortrag über Fremdwörter zum Ausdruck zu bringen, den er im Mai in einem wissenschaftlichen Fachverein hielt. Da wir hören, der Vortrag solle auch im Druck erscheinen, können wir eine Aeußerung dazu verschieben, bis das geschehen ist.

Im Herbst erschien in der „Neuen Zürcher Zeitung“ (Nr. 1311 vom 4. Weinmonat) ein Aufsätzchen des Herrn Adrian von Arg, worin auch der Sprachverein genannt wurde. Der Verfasser beanstandete als unrichtig die Einzahl „der Engländer“, „der Franzose“ in den deutschen Heeresberichten. Beispiele: „Der Engländer wurde zurückgeworfen“, „der Franzose ward blutig abgewiesen“. Das sei falsch, denn es seien ja doch mehr als ein Engländer und ein Franzose. Er behauptet weiter, die Wendung solle einem Uerger Ausdruck geben und beim andern einen Verdruß erwecken, und fährt dann fort: „Der deutsche Sprachverein in der Schweiz sollte darauf aufmerksam machen, daß man diesen Zweck nur auf Kosten der Sprachrichtigkeit erreicht; wenn anders er die Generäle zu berichtigen wünscht.“ Der deutsche Sprachverein in der Schweiz hat hierzu nichts zu bemerken, als daß Herr von Arg von sprachlichen Dingen nichts versteht. Jeder Kenner unsrer Sprache weiß, daß es ein alter, echt volkstümlicher Gebrauch ist, fremde Völker, zumal wenn sie Gegner sind, mit der Einzahl zu bezeichnen. Ob diese volkstümlich deutsche Ausdrucksweise mit ihrem etwas dichterischen Klang gut in die meist knapp sachliche Berichterstattung eines Generalstabs passe, ist eine Stilfrage, die man erörtern kann. Aber von sprachlicher Unrichtigkeit kann hier nur Unkenntnis reden, von Uerger und Verdruß nur, wer sich über einen frohen deutschen Siegesbericht selbst ärgert; — Herr Adrian von Arg wird nicht sagen können, daß das bei ihm nicht zutreffe. Vollends ist es Unverstand, darauf hinzuweisen, daß die französischen Kriegsberichte nie

l'Allemand für die Deutschen sagten. Als ob nicht jede Sprache ihren eigenen Geist, jedes Volk seine Sprachschöpfungen besäße, die ihm, ihm allein eigen sind!

* * *

Die Jahresversammlung des Vereins tagte am 13. Weinmonat in Basel im Schützenhaus. Nach einem gut besuchten öffentlichen Vortrag von Dr. Stichelberger über die Sprache in Hebel's Rheinländischem Hausfreund wurde der vorstehend abgedruckte Bericht verlesen und nach kurzer Besprechung genehmigt, dann das Geschäftliche erledigt. Der durch berufliche Notwendigkeiten veranlaßte Rücktritt des Rechnungsführers Herrn Antener, der den Geschäftsbetrieb des Vereins durch mehrere geschickte Neuerungen und umsichtige Führung zweckmäßiger und ausgiebiger gestaltet hat, wurde sehr bedauert. Herr Antener bleibt als Beisitzer im Vorstand. Zum Rechnungsführer wurde ernannt Herr Karl Brüderlin, Sekundarlehrer in Rüsnacht.

Seit der Basler Tagung haben sich rings um die Schweiz, zumal in deutschen Landen, die wichtigsten innern und äußern Machtverschiebungen und Umwälzungen vollzogen. Schon zeigen sich ihre Wirkungen auch auf das sprachliche Verhalten unsrer Landsleute. Heute schon darüber zu berichten ist verfrüht; die Verhältnisse sind noch in voller Umgestaltung, das Ergebnis läßt sich noch nicht übersehen. Aber unser Verein wird viele und vielleicht schwere Arbeit bekommen.

Der geschäftsführende Ausschuß.

* * *

Der **Zweigverein Bern** des Deutschschweizerischen Sprachvereins hat ein Jahr vielseitiger, anregender Tätigkeit hinter sich. Vorträge über Geschichte der Sprache (auch der Mundart) und der Dichtung wechselten ab mit Vorträgen von Dichtungen selbst. Die Versammlungen fanden statt im großen Sitzungszimmer des zweiten Stockes im Bürgerhaus.

Am 8. Wintermonat 1917 trug Herr Ernst Djer, Kassier der Nationalbank in Bern, Gedichte und Erzählungen in Basler Mundart vor — Mundart-Abende sind im Berner Zweigverein beliebt geworden — und wählte hierzu Stücke heitern Inhalts von Dominik Müller, Philipp Hindermann, Philipp David

und Jakob Probst. Auch Gedichte Johann Peter Hebels wurden in Basel-Ditsch geboten. Es war ein fröhlicher Abend.

Am 19. Christmonat sprach Herr Professor Dr. B e t t e r über Lautvorgänge im Schweizerdeutschen, über Lautanwuchs und Lautabfall, welche beiden Erscheinungen in der gesprochenen Sprache aus der Bequemlichkeit der Leute entstehen. Der Vortragende führte eine Menge von merkwürdigen Beispielen an, und manche scheinbar unerklärliche Wörter, besonders Ortsnamen, erhielten verständliche, oft überraschende Deutung.

Am 7. Hornung 1918 sprach der Schreiber dieses Berichts über Friedrich von Logau, den Spruchdichter aus der Zeit des europäischen Krieges im 17. Jahrhundert. Es ist erstaunlich, wie vieles, was Logau in seinen Sinngedichten schrieb, für unsre Zeit gemacht zu sein scheint. Eine Auswahl von Beispielen wurde geboten aus folgenden Gebieten: Krieg und Frieden, Charakterbilder, Frauen, die Liebe, vom Trinken, deutsche Sprache und deutsche Art, Lebensweisheit, Hof und Adel, Persönliches.

Am 1. März 1918 las Dr. Johannes J e g e r l e h n e r sein noch ungedrucktes Drama „Der Künstler“ vor und erwarb sich damit dankbaren Beifall. Auf den Inhalt der noch unveröffentlichten Dichtung einzutreten, erlaubt nicht nur der Platz hier nicht, sondern auch das Gesetz.

Am 14. März 1918 veranstaltete unser Verein gemeinsam mit dem Bildungsausschuß für Staatsbürgerkurse eine Versammlung im großen Saale des Bürgerhauses, wo Professor Dr. Otto von Greyerz in Mundart sprach „über sprachliche Pflichten des Schweizerbürgers.“ Vor einer sehr zahlreichen Zuhörerschaft gab der Vortragende viele Proben aus seiner in praktischer Erfahrung gesammelten Stofffülle über Unarten und Mängel unsres Sprachgebrauchs, und mahnte zur klaren, schlichten, wahren, sauberen und säuberlichen Mund- und Schriftsprache. Großer Beifall und lebhaftes Ausgesprache folgten dem Vortrag.

Die Gelegenheit zur Aussprache wurde überhaupt jedesmal, wo Vorträge Anlaß dazu boten, reichlich benützt; schade nur, daß die Polizeistunde um 11 oft zu früh den Schluß befahl.

In diesem Winter stehen wir noch unter dem Versammlungsverbot. Neue Vorträge sind in Aussicht.

R. Fischer.